basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Briefe Jakob Burckhardts an Albert Brenner

Autor(en): Hans Brenner-Eglinger

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1901

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/d4e8a81f-730b-4a82-911c-7fa849de7d9b

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Briefe Jakob Burckhardts an Albert Brenner.

Mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Brenner.

Wenn wir der Serie von Briefen Jakob Burckhardts, die hier zum erstenmal der Oeffentlichkeit übergeben werden, einige einleitende Worte vorausschicken, so geschieht dies nicht etwa in der Meinung, es bedürfe noch eines besonderen Hinweises auf die Bedeutung dieser Briefe für die Erkenntnis der Persönlichkeit des unvergeßlichen Mannes, aus dessen Feder sie stammen, sondern wir möchten nur kurz die äußern Umstände erwähnen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Die Briefe sind an den Studiosus der germanischen Philologie Albert Brenner in Basel gerichtet, den am 11. September 1835 geborenen Sohn des Kommandanten Johannes Brenner-Stehelin. Der reich begabte junge Mann hatte nach Vollendung seiner humanistischen Schulbildung die Basler Universität bezogen und hörte neben seinem eigentlichen Fachlehrer, Professor Wilhelm Wackernagel, auch mit Begeisterung Jakob Burckhardt, zu dem er bald in engere Beziehungen trat. Einen besondern Anknüpfungspunkt bildete die beiderseitige rege poetische Produktion. Während einiger Semester studierte Brenner auch in Zürich und Berlin. Aus der preußischen Residenz kaum zurückgekehrt, erhielt er, noch bevor er seine Studien durch ein Examen hätte abschließen können, eine Stelle als Lehrer an der obern In-

dustrieschule in Zürich, wo er als tüchtiges und geachtetes Glied des Lehrerkollegiums schon am 30. März 1861 an den Folgen eines Sturzes aus dem Fenster starb, den er, am Typhus schwer erkrankt, in einem unbewachten Augenblick im Fieber gethan. Sein ebenfalls früh verstorbener Sohn gleichen Namens findet als Schüler Friedrich Nietzsches in Elisabeth Försters Biographie des unglücklichen Denkers mehrfache Erwähnung. Eine Auswahl von Gedichten des Adressaten unserer Briefe giebt das Basler Jahrbuch von 1884, drei derselben haben auch in die zweite Auflage der Basilea poetica Aufnahme gefunden. Ferner sind von ihm 1857 anonym „Baslerische Kinder- und Volkreime aus der mündlichen Ueberlieferung gesammelt" im Druck erschienen.

Jakob Burckhardt hatte bekanntlich bald nach dem Erscheinen seines „Cicerone" einen Ruf an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich angenommen und war im Herbst 1855 dahin übergesiedelt. (Wie wir einer noch erhaltenen Adresse auf einem Briefe Brenners entnehmen, wohnte er dort Zeltweg Nr. 246.) Welch inniges Freundschaftsverhältnis Lehrer und Schüler in Basel verbunden hatte, das geht sowohl aus Burckhardts prächtigen Briefen wie auch aus den Antworten seines Schülers hervor. Der junge Mann befand sich damals so recht in der Sturm- und Drangperiode, und nun ist es rührend, zu sehen, wie er seinem Lehrer, zu dem er ein unbegrenztes Zutrauen hegt, mit rückhaltloser Offenheit Einblick in sein ganzes Fühlen und Denken gewährt. Der Schüler ergreift am 15. Oktober zuerst die Feder, da er sich in Basel seit dem Weggang des verehrten Lehrers vereinsamt fühlt und sich nach den glücklichen Abendstunden zurücksehnt, die er so oft auf dessen Zimmer hatte verbringen dürfen. „Und dann gingen Sie so still fort," schreibt er, „ohne daß wir gehörig Abschied nehmen konnten, so daß es mir immer ist, als müßten Sie noch hier sein; und wir konnten Ihnen gar nicht einmal mehr zeigen, wie ungern wir Sie ziehen

ließen (ich rede hier auch im Namen Anderer)." Der Schüler erwartet, wie er ausdrücklich bemerkt, auf diesen Brief keine Antwort, aber schon am 17. Oktober antwortet ihm der Lehrer. — Endlich sei noch erwähnt, daß die Erhaltung dieser kostbaren Briefe der Schwester des Adressaten, Frau Charlotte Kühne-Brenner, zu verdanken ist, die dieselben vor der Rückgabe an Burckhardt durch Abschrift vor dem Untergang bewahrte.

Zürich, 17. Oktober 1855.

Ihr Brief hat mich in der Seele erfreut. — So flüchtig Ihr glückliches Alter in manchen Dingen sein mag, so glaube ich doch, daß Sie die einmal erkannte Bestimmung festhalten werden: irgend einen Zweig der höchsten Bildungsinteressen mit vorzüglicher Beziehung auf das Schöne. Sie werden noch Jahre lang hasten und zappeln, so wie ein Anderer keucht und ächzt, aber im Ganzen, hoffe ich, sind Sie geborgen. Was noch unreif ist, wird ausgähren. Bleiben Sie aber kein bloßer Contemplator, sondern halten Sie der schaffenden Poesie das Wort, das Sie ihr im Stillen gegeben haben. Möge sie all Ihrem geistigen Streben eine hellodernde Fackel vorantragen.

Wie viele Dinge sind es denn am Ende, die dem Leben eines modernen Menschen einen höheren Wert verleihen können? Wie ist uns in tausend Beziehungen das äußere Handeln abgeschnitten, das in andern Zeiten und unter andern Menschen die Nerven stärkt und die Organe frisch hält? Wie übel ist uns unter den großen Maschinenrädern der jetzigen Welt zu Mute, wenn wir nicht unserm persönlichsten Dasein eine eigentümliche, edlere Weihe geben? — Doch diese Dinge sind Ihnen wohl so klar als mir. Gegen jenen Geist des Hohns und des Widerspruches, der bisweilen mit Ihnen sein Wesen treibt, giebt es vollends gar keine bessere Hilfe, als die be-

ständige, an keinen vergänglichen Herbst gebundene dionysische Traubenkur im Weinberge — ich will nicht weiter fortfahren. Die beständige Anschauung des Schönen und Großen soll unseren ganzen Geist liebevoll und glücklich machen. Auch unser Ehrgeiz soll sich dadurch vom Stadium der Eitelkeit zur Ruhmbegier erheben. Ob wir noch über Jemand siegen, soll für uns keine Lebensfrage mehr sein, wohl aber, ob wir zu Ehren des Schönen über unsere eigenen Grillen gesiegt haben.

Was ich Ihnen gegeben haben mag, das kann Ihnen nun, da Sie vorbereitet sind, ein Anderer besser und in einem höhern Sinne geben, und auch in Ihren Privatstudien müssen Sie sich nun den Weg durch das Dickicht brechen, da Sie — wahrhaftig geringsten Teils durch mich — gehen gelernt haben und im Ganzen die Richtung wissen.

Unsern poetischen Verkehr vermisse ich gerade so sehr wie Sie. Mit all den ausgezeichneten Leuten, deren Umgang sich hier für mich eröffnet, ist mir in diesem einen Punkt nicht geholfen — weil ihnen in der Regel durch Schicksale und Ueberanstrengungen die eigentliche Freude an diesen Dingen genommen ist und weil sie selber nicht produzieren (meines Wissens). Die poetischen Anregungen, die hier in der Luft liegen, sind groß und bedeutend; einstweilen aber habe ich noch zu wenig Boden unter den Füßen, um ruhig an die eigene Produktion denken zu können. Und dann ist ein wissenschaftlicher Quälgeist über mir, der vielleicht auf Jahre hinaus alle meine disponiblen Kräfte in Anspruch nehmen wird, der Keim einer größeren Forschung in der Geschichte des Schönen. Ich habe diesen „Bresten" voriges Jahr aus Italien mitgebracht und glaube nun, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht in dieser Sache mein Schicksal erfüllt habe.

Ich fasse dies recht wichtig und ziere mich nicht mit falscher Demut. Ueberhaupt, wenn wir einmal die Zusammenhänge mit

dem Großen und Unendlichen [ahnen?], dann sind wir erst recht verloren und kommen zwischen die Räder der jetzigen Zeit. (Verzeihen Sie, daß ich wieder mit dem Bild von den Rädern komme, aber es ist einmal so; andere Jahrhunderte haben das Ansehen von Strömen, Stürmen, Feuerflammen; beim laufenden, das man das XIX. nennt, fallen mir immer diese verwünschten Maschinen ein.) Aber von der Freiheit dieses XIX. Jahrhunderts profitieren wir doch gerne und verdanken ihr unsere objektive Betrachtung aller Dinge von der Ceder bis zum Ysop — also gemach mit den Klagen. Sie haben auch in einer Sache auf mich gehört und mich erfreut: ich meine die leserliche Handschrift. Kann ich nun in gewissen größeren Dingen auch hoffen, daß Sie der praecepta magistri eingedenk seien? Sie wissen schon, daß ich auf die klassische Litteratur hindeute? Es ist kein bloßer Aberglaube von mir. Nun Addio.

Zürich, 11. November 1855.

Ihr Brief vom 27. Oktober ist zu meiner großen Freude richtig an mich gelangt, obschon sie das Wort: „Zürich" mit ganz kleinen Buchstaben auf der Adresse geschrieben hatten. Lernen Sie Vorsicht in diesen Dingen; die Post spaßt nicht.

Hiemit ist mein Vorrat von Bemerkungen zu Ende und nunmehr seien Sie mir herzlich willkommen. Ihr Faustfieber erinnert mich auf rührende Weise an eine ähnliche Epoche, weniger in meinem Leben als in dem meiner Commilitonen vor 16 bis 17 Jahren. — Um es Ihnen gerade heraus zu sagen: ich habe mich nie nach der spekulativen Seite in den Faust hinein vertieft, wie meine Cameraden teilweise thaten. Ich werde mich auch deshalb wohl hüten müssen, Ihnen irgend eine neue Seite oder Bedeutung an dem gewaltigen Gedichte eröffnen zu wollen. Nur so viel will ich Ihnen sagen: es ist ein festes, unabweisliches Schicksal der gebildeten deutschen Jugend, daß sie in einem bestimmten Lebensalter am Faust bohre

und grüble, und dieses Schicksal sind Sie nun eben im Begriff zu erfüllen. Sie helfen eine Regel konstatieren. Goethe im Himmel (oder wo Sie wollen) freuet sich darüber, daß die deutsche Jugend wie im Leben, so auch in seinem Gedichte mehr irrt und sucht, als fertige Resultate gewinnt. Es würde den alten Herrn tief schmerzen, wenn man im Faust feste Dogmen fände. Also: irren Sie im Faust herum! die edelsten Geister haben alle diesen Weg gehen müssen, weil sie feste Wahrheiten suchten; das Gedicht neckte sie, zog sie dann tief in seine unter- und überirdischen Gänge hinein und hinterließ ihnen zuletzt gar keine Wahrheiten, aber einen geläuterten Trieb zur Wahrheit, wie die Beschäftigung mit hohen geistigen Dingen ihn überhaupt hervorrufen soll.

Für die Spezialerklärung des Faust habe ich in Kisten und Kasten gar nichts vorrätig. Auch sind Sie ja bestens versehen mit Commentatoren aller Art. Hören Sie: Tragen Sie augenblicklich diesen ganzen Trödel wieder auf die Lesegesellschaft, von wannen er gekommen ist! (Vielleicht ist das inzwischen schon geschehen.) Was Ihnen im Faust zu finden bestimmt ist, das werden Sie von Ahnungswegen finden müssen (NB. ich spreche bloß vom ersten Teil). Faust ist nämlich ein echter und gerechter Mythus, d. h. ein großes, urtümliches Bild, in welchem jeder sein Wesen und Schicksal auf seine Weise wiederzuahnen hat. Erlauben Sie mir eine Vergleichung: Was hätten wohl die alten Griechen gesagt, wenn zwischen sie und die Oedipussage sich ein Commentator hingepflanzt hätte? — Zu der Oedipussage lag in jedem Griechen eine Oedipusfiber, welche unmittelbar berührt zu werden und auf ihre Weise nachzuzittern verlangte. Und so ist es mit der deutschen Nation und dem Faust. — Wenn nun von dem überreichen Werke auch ganze große Partien dem Einzelnen verloren gehen, so ist dafür das Wenige, was ihn wirklich und unmittelbar berührt, von so viel mächtigerem Eindruck und gehört dann wesentlich mit in sein Leben.

Der zweite Teil hat mich nie anders als angenehm-fabelhaft berührt. Der spekulative Gedanke ist mir dunkel geblieben. Das Mythische ist mit einer gewissen großartigen Anmut behandelt, als sähe man Rafael die Geschichten der Psyche malen. Was aber total über meinen Verstand geht, ist die sittliche Abrechnung, die zuletzt mit Faust gehalten wird. Wer so lange mit Allegorien verkehrt hat, wie er, der wird am Ende notwendig selber allegorisch und kann nicht mehr als menschliches Individuum interessieren. In dem ganzen zweiten Teil sind aber eine Menge von sublimen Sachen zerstreut, und das Heraufbannen der Helena hat in der ganzen Poesie aller Zeiten wenig seinesgleichen.

Endlich ist es ganz in der Ordnung, daß Faust auch Sie zu irgend einer Art Reproduktion zwingt. Auch zu unserer grünen Zeit kam dergleichen vor. Man pflegt solche Skripturen später im Hinblick auf den ungeheuren Abstand zwischen Wollen und Vollbringen zu verbrennen — mit Unrecht; denn auch in den Fehlern eines solchen symbolischen Gedichtes drückt sich die Signatur des Schreibenden merkwürdig aus, so daß man später dergleichen als Urkunde über das eigene Selbst schätzen lernt.[1])

---

[1]) Auch Jakob Burckhardt hat einmal an einem Faust gedichtet. Wir erfahren das aus dem an ihn gerichteten Briefe Brenners vom 24. Dezember 1855. Nachdem der Schreiber von seinem eigenen Faust gesprochen, fährt er nämlich also fort: „Was den Ihrigen betrifft, d. h. die Faustscenen, welche Sie die Güte hatten mir mitzuteilen, so haben mir dieselben so ungemein gefallen, daß ich nur bedaure, sie nicht selbst gemacht zu haben, um sie in meinen Faust aufnehmen zu können, und daß ich die bescheidene Bitte wage, ob Sie mir dieselben nicht lassen wollten, ich werde sie gewiß zu keinem Plagiat benützen, noch gegen Jemanden etwas davon verlauten lassen, noch überhaupt einen andern Gebrauch davon machen, als sie öfters zur Erbauung und Ergötzung lesen. — Aber doch muß ich Sie und mich fragen, ob dieselben in einem Faust, der möglicherweise der Oeffentlichkeit anheimfallen könnte, dürften aufgenommen werden; Sie haben mich in einem Punkt gelehrt, vorsichtig sein, Sie haben mir an mehreren meiner eigenen Versuche

Schreiben Sie mir ein kurzes Canevas; ich will es gewissenhaft durchgehen und Bedenken wie Aufmunterung nicht sparen; ich vermute etliches sehr Eigentümliches darin, was Ihnen allein angehört. — Lesen Sie Immermanns Merlin. Es ist die wichtigste und unabhängigste Parallele, um nicht zu sagen Ergänzung zum Faust.

---

gezeigt, wie oft der Leser da Aehnlichkeiten erblicke, wo der Verfasser keinen Gedanken daran gehabt und ganz selbständig gearbeitet hat. So finde auch ich, was gewiß keine Reminiscenzen sind, sondern Dinge, die in der Natur der Sache liegen, indem, wenn zwei von der gleichen Idee aus den gleichen Stoff behandeln, sie notwendig müssen zusammenstoßen — so finde auch ich Aehnlichkeiten zwischen Ihrem und Goethes Faust: Die ganze Charakterschilderung oder der Entwurf, das Historische, das Sie Ihrer Scene vorausschicken, kann eben so gut ganz wörtlich vom goetheschen gesagt werden, als von Ihrem: Auch Goethes Faust ist durch „viele Läuterungen hindurchgegangen": Osternacht, Gretchen, Helena; auch „er hat allmählich sein böses Selbst aus sich herausgeschmolzen ꝛc." (ich citiere Sie ganz wörtlich) ja er führt sogar auch gerechte Kriege und Kämpfe: Unter dem Kaiser (II, 4) und gegen das Meer (II, 5) „Seine Persönlichkeit ist eine heroische geworden," seit Helena; „im Gegensatz zum frühern Stubenleben und zur reinen Geistesarbeit muß er nun unstät wandern," alles wie bei Goethe. Doch Sie können vielleicht mit Recht sagen: „das gehöre notwendig zur Sache, das gehöre nicht Goethe allein, sondern Faust selbst, wenigstens sobald er will dramatisch behandelt werden;" oder auch, „das haben Sie mit Absicht Goethe gleich gethan," ebenso, wenn Mephistopheles ganz ähnlich wie bei Goethe den Faust zur Sinnlichkeit verlocken will, „das gehöre ja schon der Sage an." Was aber sagen Sie dazu, daß beide Fausti, nachdem sie Helden geworden, zu ihrer Läuterung im Gegensatz zu ihrem Stubenleben nach Griechenland müssen? (Ironie des Schicksals: gerade Griechenland, das sonst heutzutage leider (!) mit dem Stubenleben zusammen gedacht wird, tritt demselben jetzt entgegen) „freilich beide auf ganz verschiedene Weise: der Goethe's befreit die Helena vom Opfertod und wird ihr Gemahl, der Ihre Hirten von Räubern und wird ihr Priester." Und was sagen Sie dazu, daß Ihr Mephistopheles verschwindet, seine Kleider auf die Erde fallen und liegen bleiben, gerade wie Euphorion und Helena II, 3. Wenn Goethe schon sich wiederholt, auf drei Seiten dasselbe Motiv zweimal verwendet, S. 220 „das Körperliche verschwindet sogleich, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen" und S. 222 (Ausg.

2. Dezember 1855.

Also ins Künftige: Adelberg, nicht Nadelberg.[1]) Da diese Distinktion Sie offenbar glücklich macht, so möge Ihr Wille geschehen.

Zweitens: Ihre Handschrift ist teilweise entsetzlich. Indessen bringe ich es nicht mehr übers Herz, deshalb den Pedanten zu

---

in 40 Bänden 1840, Bd. 12) „das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen," — darf dann ein Anderer dasselbe Motiv in einem gleichbetitelten Drama zum drittenmal anbringen, ohne dabei zu schwören, er habe Goethes Faust nie gelesen, so köstlich das ist, was Sie daraus entwickeln: die Antiquarscene? Oder soll dies etwa absichtliche Nachahmung, quasi Parodie sein? Sie sagen wenigstens nichts davon. — Auch, daß ein Spätgeborner ins heroische Zeitalter zurückkehrt (bei Ihnen der köstliche Antiquarius und Faust selbst) findet sich bei Goethe in Faust selbst und seinem Gossenen. Ebenso die Unbehaglichkeit des Mephistopheles auf klassischem Boden Auch einen neuen Staat gründen beide Fausti, der eine auf dem Meere, der andere auf der Wildnis und Zwietracht abgewonnenem Boden. Sonst sind wohl viele Verschiedenheiten und Neues: so das famose Motiv, daß der Vertrag dadurch nichtig und Faust frei wird, daß Mephistopheles selbst zu nichts wird; daß Faust schon in diesem Leben frei wird, während der Goethes erst nach dem Tode, und daß der Ihrige so frei von allem Höllenanhang, selbständig und ohne Hilfe böser Geister sein hohes Streben verfolgen kann. — Doch ich erschrecke! ich könnte bös mißverstanden werden! Glauben Sie um Gotteswillen nicht, ich wolle Sie, Ihre wohlgemeinten praktischen Ratschläge und Vorlagen etwa gar kritisieren: ich will Sie ja über Alles das bloß fragen, ich muß es mir selber klar machen, muß das, was mir darüber vorschwebt, ans Tageslicht fördern, um der mir von Ihnen gezeigten Richtung folgen zu können — und wissen, merken Sie jetzt, warum ich meinen Faust in jenes „überbyroneske" Gewand gekleidet: ich wollte der, wie mir a priori schien und wie mir Ihr Problem a posteriori beweist, unvermeidlichen Klippe der „Aehnlichkeit" mit Goethes Faust ausweichen.". . . . Als Postskriptum zum folgenden Schreiben Brenners findet sich dann die Bemerkung: „Ihrer Aufforderung gemäß schicke ich Ihnen Faustiana zurück, bin aber so frei, den andern Teil des Briefes zu behalten, er enthält zu wichtige Lehren."

[1]) Dies bezieht sich auf eine Stelle im Brief des Schülers vom 22. November 1855, woselbst dieser dem Lehrer auf den Vorwurf, er habe Zürich auf der Adresse zu klein geschrieben, scherzhaft mit einem ähnlichen antwortet, näm-

machen; es soll (wo irgend möglich) mein letztes Wort darüber sein. Der Inhalt Ihres Briefes hat mich zu sehr gefesselt. Wenn Sie in Gottes Namen nur sudelnd Ihre Gedanken so recht unmittelbar hingeben können, so will ich mich drein finden, obschon ich mich pflichtgemäß empören sollte. Sie werden also Ihre Strafe nicht durch mich, sondern vielleicht hundert Meilen von uns, vielleicht unter ganz fremden Verhältnissen finden. Aber Sie werden sie finden. — Nun zu Ihrem Faustprojekt. Vor allem weg mit dem Prolog! wozu in aller Welt dem Ehren Publico sagen: seht, das und das habe ich mir aus dem Leib haspeln wollen, und der und der bin ich eigentlich in Person? Anstatt vielmehr Gott zu danken, wenn Niemand was merkt. Zuerst muß das Gedicht interessant sein, dann wird der Dichter von selbst auch interessant und braucht nicht mit Kochlöffeln und Zaunstecken auf sich hinzuweisen — man wird ihn schon in Anspruch nehmen mehr als ihm selber lieb ist. (Ueberdies ist es gar nicht Jedermanns Sache — wie es Goethes Sache war — sich poetisch zu häuten, sich von den Dingen durch das Kunstwerk zu befreien; machen Sie nur einmal die entsprechende Probe z. B. mit Schillers Leben — wie ungleich weniger klappt und trifft sich's da!) — Nun komme ich zu Ihrem ultrabyronesken Faustcharakter. Glauben Sie mir: ein solcher Kerl, wenn er wirklich existieren kann, ist trotz allem „göttlichen Funken," „höherm Trieb" u. s. w. ein odiöses Subjekt. Wenn er sich auch mit „Politik, Philosophie und Wissenschaften beschäftigt," wie Sie annehmen, so literiert er doch nur dran herum, thut und ort nichts

---

lich daß er Nadelberg statt Adelberg schreibe. „Ein rechter Adelberger könnte sich beleidigt fühlen, daß man seinen Wohnort von „Nadeln," als einer ironischen Anspielung auf das Pflaster, wie es dieser Straße bis vor wenigen Jahren eigentümlich war, ableite, statt vom „Adel," der einst gewohnt, wo ihm jetzt der Herd „blüht," oder zu welchem er sich wohl gar selbst zählt, trotz ganz legitim spießburgerlicher Gesinnung."

Rechtes, weil ihm alle und jegliche Liebe zu den Dingen fehlt, weil er doch nur ein maliciöser Bummler ist. Mit dieser Gelegenheit möchte ich Sie gerne überzeugen, daß jene ungeheuer interessanten, schmerzlich-skeptischen, geheimnisvollen Wesen à la Byron reine Phantasiewesen sind und nie und nirgends existiert haben, also auch keine poetische Wahrheit besitzen. (Es ist die Sorte, zu welcher auch Heine eine Zeitlang gerne gehört hätte, bis er fand, das reine Schindluder stehe ihm besser zu Gesichte.) Blasierte, drei Viertel verkohlte Individuen von ursprünglich großer Anlage giebt es genug, aber sie sind nicht mehr interessant, wenigstens lange nicht in dem Grade, wie sie es selber meinen. Die paar genialen Rauchringelchen, die sie noch hie und da in die Luft blasen, sind nur der letzte Stank, den sie von sich geben, obschon man versucht wird zu glauben, es gähre im Innern ein Aetna von ungeheurer Genialität. Solche Individuen sind nämlich überdies eitel bis zur Jämmerlichkeit. Sie haben offenbar noch keinen von der Sorte gekannt, sonst würden Sie diesem „Charakter" nicht solche idealisierende Ehre anthun. Uebrigens hätte ich große Lust, Ihnen einmal ganz derb den Text zu lesen wegen dieses Anticipierens nach der bewußten Seite hin. Sie haben in Ihrem Leben noch wenig Anderes als Liebes und Gutes erfahren; zugleich aber besitzen Sie eine jugendliche Phantasie mit dem ganz naturgemäßen Hang zum Außerordentlichen, welcher eine Vorbedingung aller Poesie ist. Nun müßten Sie eigentlich Götter, Helden, Glück, Liebe in großen Gestalten hervorbringen, in einfachen, ergreifenden Gegensätzen. Statt dessen greifen Sie nach dem, was fault und phosphorisch leuchtet, nach dem, was Sie nicht kennen und nicht erfahren haben — Sie werden sagen: „Götter und Helden kenne ich auch nicht" — gut, aber Sie dürfen sie ahnen, Ihre Phantasie, in Ihrem glücklichen Alter, hat das Recht dazu — die Fäulnis zu ahnen haben Sie das Recht nicht. Ich möchte aber bald aus Neugier wün-

schen, Sie führten den Plan doch aus, nur um zu sehen, wie unschuldig Sie — trotz Mord, Dolch ꝛc. — einen solchen Charakter verhältnismäßig geben würden. Ich würde Ihnen dann am Rand jedesmal bemerken, was für Tücken, Rücksichtslosigkeiten und Infamien des verkohlten Genies Sie aus Unschuld übergangen haben. Glauben Sie mir: interessant kann nur sein, wer noch irgend etwas liebt. Und dann

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem etc.

Uebrigens haben Sie mir von Ihrem Plan doch nur zwei Scenen anvertraut: das Gespräch mit dem Freunde und die Beschwörungen. — Der Charakter dieses Freundes hat leider, wie ich sagen muß, in unserer Zeit sehr viel Wahres; solche, die auf ihrer „Reise durch alle Standpunkte" auch einmal ein paar Wochen im Gasthof „zur modernen Orthodoxie" liegen bleiben, bis ein anderer Wind weht, und zugleich immer ein Schlachtopfer haben müssen, das sie mit vampyrischem Hohn verfolgen. Zu diesen Charakteren könnte ich Ihnen ein Individuum gerade hinzeichnen. (Selbst daß ein solches Menschenkind am Ende behauptet, es gehöre zu den Schlachtopfern, sei identisch mit ihnen . . . . [das Folgende unleserlich] erraten alles durch gemeinschaftliches Bewußtsein. Alles dies ist wahrer als Sie wissen. Ich habe dergleichen schon mit angesehen.) Die Beschwörungen sind einstweilen doch nur ein Schwank, keine Peripetie für ein Faustdrama. Daß Sie da allerlei Hiebe austeilen können, ist ganz richtig, und das Detail, das Sie mir angeben, ist recht ergötzlich. Aber muß denn immer so viele Zeit und guter Humor auf Hiebe und Ohrfeigen verwendet werden? Sie lesen mit Rührung die Lyriker wieder, die Ihnen in den guten blonden Jahren des erwachenden Bewußtseins gefielen. Sind Sie denn jetzt schon so gänzlich über jene Stimmungen hinweg? empfinden Sie jene Zeit schon als ein Plusquamperfektum? Uebrigens waren Sie doch schon damals ein großer Satirikus, wenn ich nicht irre? — Wenn

ich Ihnen nur diesen Teufel austreiben könnte! er bedroht mit der Zeit Ihr inneres und äußeres Glück. Sie sind dazu bestimmt, Schönes zu schaffen, die Dinge als Ganzes, in ihrer Harmonie zu schauen und darzustellen, nicht als Zerrissenes und Zwiespältiges. Sie kennen die Schründe und Spalten unseres Daseins nicht und brauchen sie nicht zu kennen; in Ihrem glücklichen Alter soll der Dichter mit gottbeseeltem Schritte drüber hinschweben.

28. Januar 1856.

Also Sie wollen die Welt strafen und Satiriker werden. Einstweilen unserer kleinen Vaterstadt, wo jede Satire persönlich sein muß, wo man aber auch je nach Umständen mit einer Münze heimbezahlt wird, die nicht gerade ein litterarisches Gepräge hat, und wo der Satiriker in eine Complizität mit Leuten gerät, deren Physiognomien ihm sehr unerwartet vorkommen mögen. Ich kann Ihre geistige Disposition nicht ändern, so schmerzlich weh es mir thut, Ihr Talent auf diesen Wegen zu sehen. Ich kann nur weissagen: wenn Sie sich auf diese Gattung legen, so sollen Sie ein Publikum kennen lernen, das den Skandal schätzt, von der Kunstform nichts versteht und den Dichter, der ihm Vergnügen gemacht hat, gründlich haßt — Dixi et salvavi etc.

Einstweilen machen Sie es wie Heine: in Ermangelnng eines Gegenstandes großer satirischer Züchtigung übertragen Sie den Hohn auf die privaten Herzenssachen. Dieses rächt sich vor der Hand dadurch, daß Ihre fünf Liebesklagen samt Prooemium ganz erstaunlich unbedeutend und unschön sind. Eine davon, Sie wissen wohl welche, hat einen so grellen Ton, daß ich Mühe hatte, Ihre Blätter zu Ende zu lesen. — Mein Trost dabei ist, daß Sie offenbar von der wahren Liebe noch keine Ahnung gehabt haben, wie schon aus Ihrem ewigen Renommieren hervorgeht mit Eroberungen, die auch andern Leuten sehr leicht werden, ja, ja, sehen

Sie nur etwas um sich! In Ihrem Alter hatte ich Altersgenossen, von welchen ich wußte, daß sie die glücklichsten der Menschen waren; sie machten auch Gedichte, vielleicht trivial und sehr endlich im Ausdruck des Unendlichen, aber die bloße Erinnerung daran bewegt mich doch.

Sie werden bessere Gedichte machen als Jene, sobald einmal die wahre Leidenschaft über Sie kommt. Mit welchen Augen Sie dann Ihre Hohnverse ansehen werden, wird sich zeigen. Auch wo Sie nicht eigentlich höhnen, überlassen Sie sich doch bisweilen einem saloppen Geschreibsel, mit welchem weder Apoll noch Aphroditen irgend welche Ehre geschieht. Die Ausrede, Sie schrieben das nur so hin, nehme ich nicht an. Wenn Sie Dichtung nicht als eine Kunst mit ganz bestimmten Pflichten ansehen wollen, so lassen Sie es lieber bleiben. . . . (Hier folgt eine kurze Kritik der eingesandten Gedichte.) Von Ihren anderweitigen Studien schreiben Sie nichts; ich möchte doch gerne auch erfahren, wo es mit Ihnen hinaus will.

21. Februar 1856.

Ihr Brief vom 17. ds. hat mich primo bis zu einem gewissen Grade höchlich erfreut und secundo gar nicht befremdet. Wir wollen den Hauptgegenstand vorweg behandeln. Also die Gedanken an Ihre zukünftige Lebensstellung fangen an zu wurmen. Wohl Ihnen; Sie träumen also nicht mehr von einer poetischen Existenz, wo Einem die gebratenen Eichendorffe ins Maul fliegen. (Wenn Sie so geträumt haben, so macht es Ihnen weiter keine Schande.) Gerade wer in seinem Leben einen großen und starken idealen Gehalt braucht, muß in unserm Jahrhundert am allermeisten auf eigenen ökonomischen Füßen stehen. Bilden Sie diesen Ehrgeiz, diesen Stolz im höchsten Grade aus! Da die Welt wenig von uns will und wenig annimmt, so dürfen wir auch von ihr wenig annehmen. Vor allem, haben Sie die Muse zu lieb, als

daß Sie von ihr, d. h. von Honoraren, leben möchten! Selbst die Größten, die um des Erwerbs willen produzierten, haben dabei schwere innere Einbuße erlitten. Nein, der Boden des Erwerbs sei recht gründlich prosaisch; er kann einem doch sehr lieb werden, die Pflicht kann bei saurer Mühe doch ihre angenehme Seite haben. Nun will ich Ihnen sogar einigen Heroismus predigen, dergleichen ich in Ihrem Alter freilich selbst nicht viel vorrätig hatte. Ich meine das Wegbleiben von kostspieligen Vergnügungen und von denjenigen Gesellschaften, welche wesentlich darauf eingerichtet sind. Unter uns Schweizern ist man in diesem Punkt ganz vernünftig und die Pflicht wird Einem nicht schwer gemacht. Anders ist es besonders unter den deutschen Studenten, wo Einer das Vermögen eines ganzen Hauses samt Aussteuer seiner Schwestern 2c. nicht etwa bloß aufstudiert — denn wenn er ein braver Kerl ist, so kann er vielleicht das meiste ersetzen — sondern mit Suiten [1]) aufgelumpt und noch sonst eine Menge Schulden macht. Das Ende vom Lied ist: eine Lumpenexistenz zu Hause oder in Amerika — oder ein Unterkommen als Beamter, wo man sich von den liebenswürdigen Büreaukraten zupfen, kneten, treten und schinden läßt, d. h. ein Dasein, welches mit dem vorhergegangenen Luxus im lächerlich-elendesten Gegensatze steht. Dixi et salvavi etc., man muß bei Zeiten lernen, auf eigenen Füßen stehen und mit Ehren arm sein. Dies ist die erste Vorbedingung aller Poesie, die Schutzwehr des Charakters, die einzige Garantie reiner und schöner Stimmungen. Einstweilen wird nun wohl noch ein paar Jahre für Sie gesorgt werden; es genügt, wenn Sie während dieser Studienjahre diesen Ihren künftigen Erwerb nie aus den Augen lassen und sich an diese Aussicht gewöhnen, nicht als eine lockende, aber doch als eine freundliche. Nehmen Sie die Perspektive tief: Stunden

[1]) In Deutschland gebräuchliche Bezeichnung für tolle Vergnügungen und lose Streiche.

geben, Vicariat im Gymnasium, dann womöglich Anstellung daran. Lassen Sie sich nicht zu leicht von der akademischen Laufbahn anlocken; es ist ein Glücksspiel, schon weil unendlich weniger disponible Stellen für jedes einzelne Fach vakant zu werden pflegen, selbst wenn man alle deutschen Universitäten zusammenrechnet, und diese Stellen werden dann nach dem natürlichen Lauf der Dinge oft nach Zufall und Gunst, nicht nach Verdienst besetzt. Von der Gründung einer Familie ist nur dann die Rede, wenn man von dem Vermögen der Frau leben kann, während Sie alle unsere Gymnasiallehrer im 25—28sten Jahr heiraten sehen. — Ach, wenn Sie in deutsches akademisches Elend hineingeschaut hätten, wie ich! — Sodann das Allerletzte, an das Sie denken dürfen, ist eine Thätigkeit als Journalist. Sie frißt den Poeten rein auf und trägt, Arbeit gegen Arbeit gehalten, ohnedies selten so viel ein, als eine Lehrerstelle. — Alle diese Prosa trage ich Ihnen nur vor im Namen der Poesie, welche bei ihren Bekennern das Solide und Ruhige liebt. — Ferner: das Studentenleben befriedigt Sie nicht.[1]) O Blindheit! Sehen Sie, nun komme ich und steche Ihnen

---

[1]) Brenner war am 24. November 1855 dem Zofingerverein beigetreten, und zwar mit Begeisterung, aber schon am 17. Februar 1856 bekennt er Burckhardt, er sehe sich in seinen Idealen getäuscht. Er schreibt u. a.: „Ich sehe, wie einem hier alles fehlt, was ein Student, der wirklich Student sein, nicht nur Kollegien besuchen möchte, auch noch so bescheiden wünschen muß." „Die Jugend ist alt," klagte er. „Mein junges Herz lechzt aber nach gleichgesinnten jungen Herzen, nach begeisterten, jugendlichen Herzen, nach Schweizerjünglingen und Schweizergesinnung, und hier ist alles kalt und kahl."... Wie sehr Burckhardt mit seiner Antwort auf diese Klagen das Richtige getroffen, das geht aus Brenners Schreiben vom 11. März 1856 hervor, das also beginnt: „Noch keiner Ihrer teuren Briefe hat mich (ohne Metapher) in einen solchen Jubel versetzt, wie Ihr letzter, hat mir im trostbedürftigsten Augenblick so reichen, balsamischen Trost gebracht, und ich preise mich glücklich, daß ich, mit zögernder Hand, Ihnen geschrieben, was ich mich lang gescheut Ihnen vorzutragen: meine Kühnheit hat mir herrlichen Lohn gebracht!"

den Staar wie folgt: Der aktive Poet braucht ja das Studentenleben nicht, qui n'est qu'une espèce de poésie mise à la portée de tout le monde! — Er bewegt sich in einem ganz andern Reichtum von Bildern und Gefühlen, als ihm der Comment geben kann. Und welch ein dürftiges Excerpt von Comment ist das, was man auf unsere schweizerischen Universitäten verpflanzt hat! — Ach Leute, legt doch diese Feierlichkeiten ab und behandelt alle eure Verhältnisse als Privatverhältnisse! Laßt eurem schönen, ehrwürdigen Zofingerverein sein einfaches schweizerisches Gewand — oder ist euch der Landesvater so ans Herz gewachsen?

Ferner Sie sind unzufrieden mit X, mit Y, mit Z, — ich vermisse nur eins, was Sie wohl fühlen, aber mir nicht anvertraut haben. Sie sind unzufrieden mit sich selbst. Ach, Sie sind übel dran, wenn Sie die erhöhte Stimmung bei Andern suchen, von Andern abhängig machen und in der Sie umgebenden Welt eine ideale Welt verlangen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte: Werfen Sie die Superiorität des Witzes und der Satire in den s. v. Abtritt, bemühen Sie sich, alles das im Umgang hervorzukehren, was von wahrer Herzensgüte, Fidelität und Hingebung in Ihnen ist, und Sie werden sehen, daß man Ihnen ebenso antwortet. Stören Sie keine Gesellschaft mehr durch Bissiges und Geistreiches, zeigen Sie aber den wirklichen Geist, welcher eine natürliche Milde und Güte hat, und da werden Sie auch bei Andern den wirklichen Geist entdecken, vielleicht zaghaft und unbeholfen, aber gut, willig und liebevoll. Dann wird Ihre Geselligkeit zwar keine ideale sein, aber in guter Stunde wird der Hauch des Idealen drüber schweben. Glauben Sie an das, was ich sage? Antworten Sie mir. Wenn Ihnen die Leute um Sie herum flau und lahm vorkommen, so thun Sie zuvörderst im stillen Kämmerlein einige Buße dafür, daß sie Diesen eingeschüchtert und Jenen erbittert haben, sodann seien Sie der Lustigste und Auf-

gewecktеste von Allen und Sie werden sehen, was es hilft. Ein Witziger, der sich vollkommen bezähmt, ist eo ipso ein mächtiger Mensch. Schleiermacher war ein solcher. — Sie sehen, ich bleibe trotz Ihrer Warnung noch immer ein wenig bei den „äußern Folgen" stehen. [1])

Nun zu den Studien. Ich bin zu wenig vom Fache, um Ihnen direkt helfen zu können. Soviel aber ist gewiß: Wenn Sie nicht bis zu einem hohen Grade „Gedächtnismensch" werden, so bleiben Sie ein Dilettant. Ferner verlange ich allerdings, daß Sie diejenigen notwendigen Dinge in Folianten studieren, welche in 4to, 8vo, 12mo nicht zu haben sind. Was haben Sie gegen die armen Folianten? Es stehen 1000 wunderschöne Dinge drin, selbst solche, die man mit Entzücken, rasend, unter Thränen lesen kann. Nur ein Beispiel: Ich weiß nicht, ob Sie anwesend waren, als ich letzten Winter das Leben des heil. Severin vortrug. Diese wunderbare Geschichte, die mich zwar weder rasen noch weinen macht, mein Gefühl aber von menschlicher wie von historischer Seite auf das stärkste aufregt, ist m. W. in Original nur zweimal ediert und jedesmal innerhalb eines Folianten. Uebrigens gewöhnen Sie sich das Rasen und Weinen womöglich etwas ab; das ist gut für hysterische Frauenzimmer. Es ist immer nur eine Wirkung des Stoffes, nicht der Kunstform. Summa, wenn Sie was Rechtes wollen, so muß die Scheu vor den Büchern aufhören. Es versteht sich ganz von selbst, daß nur der 100ste Teil des Inhaltes für Sie Wert haben wird, aber eben die Arbeit, welche in dem Ausscheiden dieses Hundertstels besteht, ist das Bildende.

[1]) Dieser Schlußsatz bezieht sich auf einen Passus im Briefe des Schülers vom 17. Februar, der folgendermaßen lautet: „Wenn Sie mir übrigens völlig meinen Dämon austreiben wollen, so müssen Sie ihm nicht mit äußern Vernunftgründen zu Leibe gehen, wie Sie bisher gethan, sondern mit innern, ästhetischen die in der Sache selbst liegen, in der Satire als solcher, nicht in ihren äußern Folgen für den Satiriker."

Macht es denn der Grubenarbeiter anders? — Und schließlich noch einen Trost: Sie werden allmählich jenen Hundertstel rasch und präzis zu Tage fördern lernen.

Was das Studium vermöge Lebensbeobachtung anbelangt, so mißgönne ich Ihnen dasselbe nicht, solange das Bücherstudium nicht davon beeinträchtigt wird. Sie versichern mir ja, daß Sie dies Lebensstudium auch auf sich selbst anwenden in Gestalt von Selbstprüfung. Ich müßte aber lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir dies Alles Ihrem glücklichen Alter sehr gemäß erscheine. Ein Gott hat den 20-jährigen sonst die Binde um die Augen gelegt, damit sie diese bunte Welt für harmonisch halten und in diesem Bewußtsein oder Wahn glücklich sein sollen. Wenn Sie nun durchaus kritisch anstatt genießend verfahren wollen, so ist das Ihre Sache. Uebrigens freut mich doch das eine Resultat sehr, welches Sie mir mitteilen: „daß der Wille in der Welt von größerer Wichtigkeit ist als der Verstand" — wenn Sie so philosophieren, dann fahren Sie nur fort. Ein wenig anders stilisiert lautet der Satz: der Charakter ist für den Menschen viel entscheidender als Reichtum des Geistes, welches eine meiner ältesten und stärksten Ueberzeugungen ist.

16. März 1856.

Ihr Brief vom 11. ds. hat mich sehr geschmerzt und mit Sorgen für Sie erfüllt. Ich will den zweiten Teil desselben zuerst beantworten. — Wenn Sie sich wirklich für eine dämonische Natur halten, so verlange ich nur eins: daß Sie sich in diesem Gedanken niemals, keinen Augenblick gefallen mögen. Bleiben Sie auf alle Gefahr hin gut, liebreich und wohlwollend, zwingen Sie sich, jedem das Beste zu gönnen und zeigen Sie dieses im täglichen Gespräch und Umgang, damit sich doch möglicherweise Jemand an Sie anschließen kann. Wenn Sie die fürchterlichen Spalten und Klüfte kennten, welche unser Leben unterirdisch durchziehen, Sie

würden heut lieber als morgen alle Schätze der Liebe und Hingebung aufthun. Denn nur auf diese Weise entwickelt sich etwas, das dem hohen und reinen Gefühl gleicht, welches über jene Abgründe kühn und ergeben hinwegschreitet. Sie wissen noch nicht, was wir Menschen für Bettler sind vor den Pforten des Glückes, wie weniges sich ertrotzen und erzwingen läßt, und wie die genialste Begabung vergebens an jene Pforten anprallt, um sie einzurennen. „Denn ach, die Menschen lieben lernen, es ist das einzige wahre Glück."

Es ist ein rechter Jammer, daß Sie die goldenen Studentenjahre in diesen traurigen Stimmungen verdämmern sollen. Nun sitzen Sie und brüten über Ihrem „konsequenten Indifferentismus," bis Ihnen über den Kategorien „Notwendig und Zufällig" das alltägliche, vortreffliche Hausbrot „Gut und Böse" ausgeht. Soll ich es an Ihnen noch einmal erleben, was ich vor 16 Jahren an Andern erlebte, daß über vermeinten oder wahren weltgeschichtlichen „geschichts- oder naturphilosophischen" Axiomen das Bewußtsein dessen verloren ging, was allein die Existenz des Individuums hüten und beglücken kann? (Vor Allem beiläufig eins: Diese geistigen Operationen ätzen und beizen die Poesie total weg; sie haben uns Lenau gekostet, der sich durch den hochpoetischen Schimmer der Notwendigkeitsphilosophie blenden ließ, bis es aus war.) Geben Sie, wenn es nun doch sein müßte, wenigstens acht auf sich selbst; der geistige Hochmut, der sich bei dieser Beschäftigung entwickelt, ist von so penetrantem, für uns Weltkinder unerträglichem Geruch, wie irgend ein religiöser Hochmut.

Es ist die zwölfte Stunde; wenn Sie Poet bleiben wollen, so müssen Sie 1. die Menschen, 2. die einzelne Erscheinung in Natur, Leben und Geschichte ganz persönlich lieben können. Sollte es sich etwa gar um Hegel'sche Philosophie handeln, so sage ich Ihnen: es ist ein Ladenhüter, lassen Sie ihn liegen, wo er liegt. —

Und nun denken Sie ein wenig an Ihre künftige Bestimmung, sei es als Autor oder als Lehrer: Sie sollen sich darauf einschulen, vielen und verschiedenartigen Menschen die geistigen Dinge lieb zu machen. Ist Ihr jetziges Grübeln irgend ein Schritt dazu?

Doch ich rede wohl umsonst; ich kann Ihnen ja keine andere Stimmung in die Seele senken, — denn vieles von dem, was Sie für Ueberzeugung halten, ist doch nur Stimmung, nehmen Sie es nicht für ungut.

Und weiter zu Ihren akademischen Klagen. Ich will meinen letzten Brief nicht wiederholen; ich glaube auch, daß in Ihrem Bilde von dem Studentenleben die einzelnen Züge wahr sind. Aber Sie verraten mir es, daß Sie selber als ein dissolvens, nicht als ein jungens wirken.[1]) Zu unsern Zeiten war ich weder das eine noch das andere, sondern lebte ein Phantasieleben im Verein wie außerhalb, will mich auch auf keine Weise rühmen. Aber ich habe jetzt ein sehr lebendiges und schmerzliches Gefühl von dem, was ich hätte thun sollen, nicht bloß dort, sondern noch in manchen andern Verhältnissen. Spätere Anknüpfungen in Basel wurden mir sehr schwer gemacht; in den meisten Kreisen sitzt einer oder zwei höhnische, rein negative Menschen, die von der großen, gutartigen und etwas versimpelten Majorität geduldet werden, und denen, die gerne Besseres brächten, die Kehle zuschnüren. Werden Sie kein solcher! Es ist sehr leicht: zerstören, und sehr schwer: ersetzen! Es gehört unendlich wenig Geist dazu, um an dem, was die andern treiben und reden, die mangelhaften und lächerlichen Seiten, oder in etwas noblerem Styl: das Bedingte und Befangene hervorzu-

[1]) Der letzte Brief hatte eine Schilderung des abstoßenden Wesens der Basler gegenüber den Nichtbaslern in der Zofingia enthalten; Brenner verurteilt in den schärfsten Ausdrücken das Benehmen seiner baslerischen Vereinsbrüder und sagt, er stehe aus Rechtsgefühl durchaus auf Seite der „passiven Opposition."

heben, überhaupt an das Gesellige, an das Sichgehenlassen den schärfsten Maßstab zu legen. — Ich rede hievon, weil ich an eine überwiegend starke positive Seite Ihres Wesens glaube. Wäre ich hievon nicht versichert, so schriebe ich Ihnen nicht. — Denken Sie nur, wie gut Sie es haben! Es zwingt Sie z. B. kein Mensch, den heute früh geborenen französischen Thronerben zu besingen, während ein Dutzend unglückliche Franzosen schon seit Monaten an den Federn kauen mögen!

24. Mai 1856.[1])

. . . . Also zur Sache, Punkt für Punkt. An Ihrem Gemütsleben nehme ich den größten Anteil, da Sie mir sehr wert sind, wie Sie wohl wissen. Aber ihr tagebuchartiges Schildern und Anatomieren der eigenen Anschauung und Empfindung — so gerne ich dergleichen lese — ist nicht, was ich begehre, sondern den poetischen Ausdruck hätte ich gerne, das Unbewußte, welches in künstlerisch bewußter Form hervorbricht. Fassen Sie doch einmal ganz einfach die Courage, die verschiedenen Strahlen der eigenen Empfindung in verschiedenen Gestalten zu verewigen und mit der Persönlichkeit derselben in einem künstlerisch-notwendigen Verhältnis zu mischen. Ihr wahres, höheres, dauerndes Tagebuch sind nur Gedichte. — Wenn Sie philosophieren, so höre ich zu, bis es vorüber ist, wie in einer Predigt, und sage nichts dazu. Ich habe überhaupt nichts mehr gegen diese Art von Zeitvertreib einzuwenden, wenn Sie nur Eins versprechen wollen, nämlich in den Momenten philosophischen Hochgefühls (die nicht ausbleiben werden) jedesmal dreimal im Stillen zu sagen: „Und ich bin doch nur ein armer

[1]) Burckhardt scheint in den Frühlingsferien des Jahres 1856 nach Basel gekommen zu sein; wenigstens bemerkt sein Schüler am Schluß seines Briefes vom 25. März: „Bald wie ich hoffe mündlich mehr und Anderes." Auch schreibt Brenner am 19. April wieder nach Zürich, ohne daß in der Zwischenzeit ein Schreiben des Lehrers an ihn gelangt wäre.

Tropf gegenüber den Mächten der äußern Welt.“ „Und dieses alles wiegt doch keinen Gran realer Anschauung und Empfindung auf.“ „Und die Persönlichkeit ist doch das Höchste, was es giebt.“ Wenn Sie diese drei Sprüche hergemurmelt haben, dann philosophieren Sie im Frieden weiter. — In Betreff der Satiren machen Sie, was Ihnen gefällt. Die wahren, stets genießbaren Satiren sind bekanntlich nur solche, bei welchen ein sehr glücklicher, innerlich sicherer und im Grunde guter Autor im Hintergrund steht. Ueberhaupt muß man viel erlebt haben, um das Komische in der richtigen Perspektive zu sehen. Was Sie jetzt in diesem Fache produzieren, das sind — gutmütigen Falls — heitere Possen (und ich gratuliere dazu) — bösartigen Falls aber sind es Pasquille, die möglicherweise ganz possierlich zu lesen sind, wenigstens für den Erdwinkel, wo man die Anzüglichkeiten versteht. Da ihr Wert aber nicht dem Gebiete der Kunst angehört, so können Sie von dem ersten besten Giftmenschen stofflich überboten werden, sobald derselbe frecher und böser ist, als es Ihnen die Erziehung und das gute Herz erlaubt. Wetteifern (Wettgeifern) ist aber Ihre Sache nicht. — Das Drama lassen Sie liegen, bis eine absolut unwiderstehliche Lust dazu erwacht. Eine solche kann der Bote einer entschiedenen Bestimmung sein. Leider muß ich Sie in diesem Fall bedauern, da das Beste in diesem Fach ganz sicher keinen Succeß hat, d. h. daß es ungelesen und unaufgeführt bleibt. Ich kann beweisen, was ich sage. — Gegen Aufzeichnung von Stoffen habe ich nichts. Sie können einmal z. B. einem Freund einen Gefallen damit thun.

Novellen und Romanpartien — ja! aber sie müssen interessant sein. Der gute Vorsatz, wirkliche, lebendige Charaktere zu schildern, genügt nicht; die Charaktere müssen sich als das, was sie sind, durch ihre Handlungen ausweisen. Der Charakter muß sich an dem Hergang zeigen. Dies gilt hier wie beim Drama. Ich glaube, was von solchen Stoffen jetzt schon im Bereich Ihrer Erfahrung,

Combination und Gestaltungskraft liegt, das geben Sie am besten lyrisch, z. B. in Elegien. Ich möchte sehr gern eine Anzahl von jenen Situationen kennen, welche Sie aufnotiert haben. Es kann höchst Geeignetes darunter sein. Wo sind Sie auch mit jenen Liebesliedern hingeraten, die Sie einst in einem Zug schrieben? Haben Sie mir in Basel welche davon gezeigt?

Mit denen, die Sie mir jetzt mitteilen, wollen wir nun ins Gericht gehen . . . . (Hier folgt die Kritik von acht Gedichten).

Im Ganzen bin ich mit Ihnen unzufrieden. Sie schmeißen die Sachen noch immer so hin und lassen sie liegen, wie es kommt. Mit Ausnahme des jugendlichen Goethe aber hat keiner ungestraft geschmissen. Er durfte es, kraft seiner höchst außerordentlichen Persönlichkeit. Es läßt sich ein größerer Dichter als Er denken, der es doch nicht gedurft hätte.

Auf Ihr Märchen wäre ich begierig. Ich bitte aber nur um Eins: nicht anzufangen, bis der Plan im Ganzen feststeht. Sonst gehen Sie wieder im Himmel, auf Erden und unter den Wassern spazieren und wissen das Schlüsselloch nicht mehr zu finden.

Nun herzliches Lebewohl von Ihrem stets teilnehmenden und getreuen J. Burckhardt.